

HERMANN BAUSINGER

## D E N K W Ü R D I G

In einer kleinen Gemeinde des badischen Hotzenwaldes wurden 1942 drei auf Bauernhöfen arbeitende polnische Kriegsgefangene von einem Standgericht zum Tode verurteilt. Die Einwohner der Gemeinde errichteten an der Stelle der Hinrichtung, außerhalb des Ortes, eine *Gedenkstätte* — aus drei Marmortafeln mit den Namen der Ermordeten und einem großen schwarzen Gedenkstein aus Granit mit einer deutschen, polnischen und französischen Inschrift zur Erinnerung an die furchtbare Tat. In der Bevölkerung bürgerte sich für den Platz des Denkmals der Name „Polenhenke“ ein.

Als die Gemeinde 1967 im Rahmen eines Dorf Verschönerungswettbewerbs besichtigt wurde, nahmen mehrere Mitglieder der Kommission Anstoß an der mangelhaften künstlerischen Gestaltung des Denkmals: der Steinmetz hatte zu vielerlei Materialien verwendet, und er hatte sich zudem an der Form der Kriegerdenkmäler aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg orientiert. Die Gemeinde wurde zu einem neuen Denkmal überredet, für das der Landkreis die Kosten trug. Über diesen „schönen Erfolg der Aktion Dorf Verschönerung“ wird in einem Nachrichtenblatt der Denkmalpflege<sup>1</sup> folgendermaßen berichtet:

„So entstand..... eine neue Ehrenstätte mit einem Findling aus dem Hotzenwald und mit einer schlichten Bronzeplatte versehen. Der Text derselben wurde gestrafft und aus gestalterischen Gründen nur in deutscher Sprache aufgebracht.

Mit der bisher polnischen und französischen Übersetzung wäre die Platte zu groß oder die Schrift zu klein geworden. Die graphische Gestaltung der Bronzeplatte wurde von Jürgen Brodewolf aus Vogelbach übernommen.

Heute steht, wie gewachsen aus dem Boden dieser Landschaft, ein großer Findling vor der schönen alten Baumgruppe, und an dessen Schrifttafel stecken viele Wanderer, die von der Ödlandkapelle nach Rütte ihres Weges gehen, einen kleinen Tannenzweig als Gruß, vielleicht stellvertretend für Angehörige, die in der fernem Heimat um die drei unglücklichen Opfer dieses Krieges trauern.

Auch der Name der Hinrichtungsstelle hat sich mit dem neuen Denkmal bereits gewandelt. Die Bevölkerung spricht jetzt vom ‚Polenstein‘, wenn sie jene Höhe mit den alten Bäumen über Rütte meint. ‚Laßt uns alle für den Frieden beten‘, das ist das Mahnwort, das allen mitgegeben wird, die dort oben vorübergehen.“

<sup>1</sup> ALOYS EHRLICH, Der Polenstein bei Rütte über Herrischried: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 12 (1969) 77 f.

Selbst wer sich mit der Änderung der Gedenkstätte auf Grund der beigegebenen Bilder befreundet, wird solche Argumentation nicht ohne Skepsis, ja nicht ohne Grauen lesen können. Sie zeigt, zumindest in Andeutungen, einen unangemessenen *Ästhetizismus*, der selbstsicher die Wertetafeln der herrschenden Geschmacksmode aufrichtet, wo es im Grunde um ganz anderes geht<sup>2</sup>. Darüber hinaus aber und im Zusammenhang damit wird hier eine bestimmte *Geschichtsauffassung* sichtbar, die es genauer zu definieren gilt. Das Denkmal ist jetzt sehr viel stärker der Natur integriert; der Findling fügt sich bruchlos der Umgebung ein, aus der er stammt. Das Denkmal, so wird betont, erscheint „gewachsen“, nicht mehr gemacht. Und auch das, was es ausdrückt, ist nunmehr integriert, nicht mehr provozierend und widerständig. Die fremden Inschriften sind beseitigt, weil gestalterische Gründe solche Verfremdung verbieten; das eingravierte Mahnwort nährt den Glauben ans Unausweichliche, und mit Befriedigung wird registriert, daß die Bevölkerung den schlimmen Namen „Polenhenke“, der sehr direkt und hart an das Geschehene erinnerte, zu vergessen beginnt.

Geschichte — so könnte man zusammenfassend sagen — ist hier „naturalisiert“: sie ist eingebürgert, dem Vertrauten amalgamiert, ihrer Stacheln beraubt.



Solche *Naturalisierung von Geschichte* hat ihre Tradition; sie ist mit der Entstehung des historischen Bewußtseins eng verbunden. Das innere Gefühl der Vergänglichkeit und das klarere Bewußtsein von Geschichtlichkeit und damit Veränderlichkeit sind von Anfang an verknüpft mit kontrastiven Entwürfen des Unvergänglichen und Unwandelbaren; das Geschichtliche wird in seiner Veränderung an dauernde Gesetzmäßigkeiten der Veränderung gekettet. ERICH ROTHACKER hat es als das Grundproblem der historischen Schule angesehen, zwischen Geschichtlichkeit und Allgemeingültigkeit zu vermitteln<sup>3</sup>, und dieses Grundproblem ist keineswegs zu einer verbindlichen und endgültigen Lösung gelangt.

Zuletzt hat KARL R. POPPER<sup>4</sup> ausführlich auf die lange, weit über Romantik und Aufklärung zurückreichende Tradition eines derartigen Historizismus hinge-

<sup>2</sup> Diese Feststellung würde hier sehr viel zögernder getroffen, wenn es nicht sehr viel handfestere Belege dafür aus der Denkmalpflege gäbe. Im gleichen Jahrgang der gleichen Zeitschrift findet sich ein Aufsatz von GÜNTHER WILLMS, Die Seuche aufteilungsloser „Einheitsfenster“ an historischen Bauten (26—28). Darin spricht der Verfasser davon, daß nach der Vernichtung des letzten Krieges nunmehr „eine neue Welle der Verschandelung“ über unsere alten Städte hinweggehe, nämlich die „Beseitigung der alten, vielfältig unterteilten Sprossenfenster“. WILLMS urteilt: „Wenn diese Welle nicht rechtzeitig aufgehalten wird, könnte sie auf die Dauer den Bomben und Granaten an Wirkung noch den Rang ablaufen.“ Mit solchen Vergleichen disqualifiziert sich die Denkmalpflege.

<sup>3</sup> Einleitung in die Geisteswissenschaften. Tübingen <sup>3</sup>1930. 267.

<sup>4</sup> Das Elend des Historizismus. Tübingen <sup>3</sup>1969.

*denkwürdig*

wiesen; und er hat andererseits die Frage gestellt, ob jene ambivalente Haltung zur Veränderung nicht auch noch die wandlungsbegeisterten Sozialwissenschaftler der Gegenwart prägte — dergestalt, daß sich die Historizisten „für den Verlust einer unwandelbaren Welt dadurch zu entschädigen“ suchten, „daß sie sich an den Glauben klammern, der Wandel könne vorhergesehen werden, weil ihn ein unwandelbares Gesetz regiere“<sup>5</sup>.

Mit solch abstrahierender Ausweitung der Dialektik von Dauer und Wandel ist für den ‚Historizismus‘ ein riesiges Feld abgesteckt, in dem das *volkskundliche* Terrain nicht weiter auffällt. Und doch kommt ihm besondere Bedeutung zu, weil dort eine sehr konkrete Spielart des Historizismus entwickelt wurde, die eben dank ihrer Konkretheit den Anschein von Evidenz vermittelte — und zwar offensichtlich sehr weiten Kreisen vermittelte. In volkskundlicher Betrachtung wurde das Widerspiel von Beharrung und Wandel nicht oder nur wenig in die abstraktere Dialektik von Prozessen aufgelöst; es wurde vielmehr sehr konkret in der gegenständlichen Welt, in der Realität selbst aufgesucht. Für JOSEF DÜNNINGER, der den Gegensatz in seinem Buch *Volkswelt und Geschichtliche Weif*<sup>6</sup> thematisierte, handelte es sich um polare Ideen; er untersuchte in diesem Koordinatensystem die Geschichtlichkeit von „volkskundlichen Erscheinungen“, und in seinen späteren Abhandlungen tritt dieses Moment des historischen Zugriffs noch wesentlich stärker in den Vordergrund. Das Thema deutet jedoch eine Trennung in zwei Bereiche an, die leicht verdinglicht werden konnten — und die in volkskundlicher Wissenschaftstradition längst verdinglicht waren.

Gewiß war die Auffassung eines schlechterdings unwandelbaren ‚Volkstums‘ selten, obwohl sich auch dafür Beispiele anführen ließen; unj gewiß ist es auffallend, daß volkskundliche Studien sich von ihren ersten Anfängen an fast ausschließlich als diachronisch verstanden. Das schließt aber nicht aus, daß die niedere Kultur im wesentlichen als *Residualbereich des Bleibenden und Dauernden* verstanden wurde; dort, wo Änderungen allzu offenkundig waren, konnte man sie mit Hilfe bestimmter Interpretationsmodelle leicht wieder auf das Unveränderliche verhaften. Drei solcher Modelle, die nicht unabhängig voneinander sind und oft komplementär verwendet werden, sollen erwähnt sein: Das *Zweischichtenmodell* erlaubt es, geschichtliche Impulse jeweils in der oberen Schicht zu lokalisieren, „Volk“ dagegen per definitionem — und damit zirkelschlüssig — als den Bereich zu bestimmen, in dem geschichtliche Impulse eher abgestoßen oder absorbiert werden; dabei funktioniert dies um so besser, als überall dort, wo das soziale Zweischichtenmodell fragwürdig wird, auf ein psychologisches ausgewichen werden kann. Im Zusammenhang damit muß das *ontologische Strukturmodell* gesehen werden, das geschichtliche Differenzierungen zurückführt auf wenige

<sup>5</sup> Ebenda 126.

<sup>6</sup> Berlin/Leipzig/Essen 1937.

Grundmuster, die zur essentiellen Ausstattung jedes Menschen gehören — eine Konzeption, die nicht notwendig mit dem Strukturalismus verknüpft, die aber bei strukturalistischen Wendungen und auch allgemeiner bei typologischen Untersuchungen innerhalb der Volkskunde häufig ist. Wieder im Zusammenhang damit steht das *mythische* oder *Ursprungsmodell*, das historische Faktizitäten rückbezieht auf die einheitliche, unhistorische Landschaft des Ursprungs, das also Geschichte nicht in den Fluß stetiger Veränderung auflöst, sondern solche Veränderung als nur scheinbar begreift<sup>7</sup>.

Dieses dritte Modell ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, und fast möchte man sagen: von besonderer Raffinesse, weil es die Bewegung nicht etwa leugnet oder in einen anderen Bereich verbannt, sondern geradezu zur Bedingung hat; aber die Bewegung bleibt in ein System des immer Gleichen eingebunden. Darüber hinaus aber erhält dieses Modell in der Volkskunde seine besondere Weihe dadurch, daß es dem Gegenstand angeblich immanent ist, insofern es nämlich die *volkstümliche Geschichtsauffassung* widerspiegelt. Historische Sagen, an denen diese Auffassung gerne abgelesen wird, tragen ja doch nur ein historisches Kostüm, sind bestenfalls aufgeputzt mit ein paar historischen Requisiten, während ihr eigentlicher Gehalt zeitlos ist, unabhängig vom Hin und Her des Weltgetriebes, reduziert oder reduzierbar auf Wahrheiten, die alle Epochen transzendieren<sup>8</sup>. Da sind etwa die Spuren kriegigerischer Verwüstungen in der Landschaft, über die sagenhafte Erzählungen notiert wurden. Diese halten nicht fest, was wirklich war; sie greifen hinein ins große Dunkel der Vergangenheit, in dem sich alle Differenzierungen verwischen: *Franzosenbuckel*, *Türkenwiese*, *Schwedenberg*, *Römerschanze* — das sind, wie nachgewiesen wurde, meist keine Präzisierungen, sondern auswechselbare Namen, und sie bilden eine Reihe, die mit Begriffen wie *Teuf eis f eis* oder *Riesenburg* fortgesetzt werden kann: Geschichte geht so ins Mythische ein, wie sie auch vom Mythischen ausgeht.

In diese Reihe — ans andere Ende zwar, aber auf gleicher Ebene — gehört auch „Polenstein“. Die skizzenhafte Erörterung bestimmter geschichtsphilosophischer Konzeptionen in der Volkskunde mündet wieder in unseren Kasus.



Jener Berichterstatter gibt aber zu erkennen, daß die Leute den Platz der Hinrichtung zunächst einmal und offenbar viele Jahre lang als „*Polenhenke*“ bezeichnet hatten. Der Unterschied mag beim ersten Hinhören nicht allzu groß erscheinen; dem Berichterstatter war er jedenfalls erwähnenswert. Das umlau-

<sup>7</sup> Zu diesem ausgeprägt romantischen Modell vgl. Verf.: *Natur und Geschichte bei Wilhelm Grimm*: ZfVk 60 (1964) 54—69.

<sup>8</sup> Vgl. etwa — als ein Beispiel unter vielen — die Interpretation des Verfassers: *Volks- sage und Geschichte: Württembergisch Franken* 41 (1957) 107—130.

*denkwürdig*

fende Wort war ihm unheimlich — doch wohl deshalb, weil es etwas von der Grausamkeit der Tat transportierte. In diesem Begriff „Polenhenke“ war Geschichte noch nicht das große Arsenal, aus dem die Stücke in einiger Beliebigkeit kommen, sondern hier trug Geschichtlichkeit den Stempel des je Gegenwärtigen, der spezifischen Tat. Das Wort „Polenhenke“ fügt sich jener halb neutralisierten und halb mythisierten Sequenz nicht ein, von der die Rede war<sup>9</sup>. Eben deshalb wurde ein neuer Name verbreitet: der Name „Polenstein“, der keinen Widerstand leistet, der sich vielmehr fast bruchlos jenem Historisierungsprozeß einfügt, dessen Konsequenz *Enthistorisierung* ist.

Es ist kaum anzunehmen, daß der eine Name den andern strikt abgelöst hat, vermutlich gibt es auch heute noch konkurrierenden Gebrauch, und es wäre interessant, Sprachgebrauch und damit verbundene Einstellungen empirisch zu untersuchen<sup>10</sup>: an einem ganz kleinen Beispiel könnten hier Wege und Bedingungen der Vermittlung studiert werden. So viel aber scheint aus dem Bericht hervorzugehen, daß der neue Name eher von Vertretern der Bildungsschicht propagiert wurde — und dies wahrscheinlich nicht nur indirekt durch die gegenständliche Neuschöpfung des Polensteini, sondern auch durch mehr oder weniger bewußte Sprachregelung.

Von hier aus formuliert sich der Verdacht, daß das, was üblicherweise als volkstümliche Geschichtsauffassung<sup>1</sup> bezeichnet wird, in ähnlicher Weise entstanden ist — daß also im vermeintlichen ‚Geist des Volkes\* in nicht geringem Maße der Herren eigener Geist dingfest gemacht wird. Die relativ unbekümmerte Bewegung über die Zeitläufte hinweg, die sich in der zitierten Namenreihe vom Franzosenbuckel oder Polenstein bis zur Römerschanze ausdrückt, wäre dann nicht zu interpretieren als majestätische, in all ihrer Vergeblichkeit großartige Dünenwanderung zum letztlich Unerforschlichen, in dem der Mythos gründet<sup>11</sup> — sie wäre vielmehr zu verstehen als ein Dokument tastender Hilflosigkeit; nicht als Ausdruck eines kräftig ausstrahlenden, geschichtliche Fakten in seinen Bannkreis ziehenden mythischen Bewußtseins, sondern als Beleg eines Mankos, für das weitgehend die Bildungsschicht verantwortlich zeichnet.

<sup>9</sup> Der naheliegende Einwand soll nicht unterschlagen werden, daß es auch unter vergleichbaren älteren Flurbezeichnungen solche gibt, die etwa auf Verbrechen, auf Richtstätten o. ä. hinweisen. Der Widerstand gegen Neutralisierung, so könnte man folgern, liege also nicht im Grundwort *-henke*, sondern sei in der geringeren zeitlichen Distanz, in der Erreichbarkeit durch persönliche Erinnerung begründet. Daran ist so viel richtig, daß ein wenig-vermitteltes volkstümliches Geschichtsbild\* wohl überhaupt eine kleinere Reichweite hat, als es Volkskundler aus Sagen und Chronikberichten abstrahiert haben. Doch wird der Einwand relativiert durch die Konfrontation der Namen „Polenhenke“ und „Polenstein“, die ja beide aus der unmittelbaren Gegenwart stammen.

<sup>10</sup> Verf. plant eine solche Erhebung.

<sup>11</sup> Dieses Bild malt, außerordentlich suggestiv, THOMAS MANN in der Einleitung zu seinem Josephsroman aus.

Man hat darauf hingewiesen, daß eine große Anzahl solcher Namen und damit verbundener Erzählungen auf die Altertumsbegeisterung der Gelehrten und ihrer Mittelsleute seit der Aufklärungsepoche zurückgeht: viele *Römerstraßen* und *Hunnensteine* halten nicht etwa in ungebrochener Tradition uraltes historisches Wissen fest, sondern bezeugen die Popularisierungswelle, die zumal im 19. Jahrhundert den antiquarischen Eifer der Gebildeten vervielfältigte<sup>12</sup>. Aber dieser direkte Nachweis ist es nicht allein, der die Akzente verlagert; immerhin könnte eingewandt werden, daß damit nur vereinzelte Namen aus der erwähnten Kette herausgebrochen werden, daß diese aber immer noch dicht und faszinierend genug sei. Wo von der Faszination solcher Reihen die Rede ist, werden aber nicht einzelne Sagen interpretiert, sondern die Sekundärformen der Sagensammlungen. Löst man die Reihe in ihre Bestandteile auf, so erscheint die einzelne Sage dürr und karg, ein dürftiger Versuch der Erzähler, sich mit einem fixierten Namen, mit einer ätiologischen Setzung Halt im ungewissen Dunkel der Geschichte zu verschaffen. Dabei läßt das *ätiologische Prinzip*, das in der Volkssage vorherrschte, durchaus den Schluß zu, daß es — dies schließt die pointierte Frage nach den jeweiligen Ursachen ein — um die Tat und den Täter geht. Aber der Horizont ist zu eng, das Wissen zu schmal: als Interpretationshilfe (und das heißt in dem Zusammenhang: als Motiv für die Namengebung) dient dann, was überhaupt hereinreicht aus der subjektiven Erinnerung oder der intersubjektiven Tradition. Dies wird aufgenommen, und es wird eben deshalb mit dem in vielen volkkundlichen Abhandlungen gerühmten Starrsinn festgehalten und verteidigt, weil es Ergebnis mangelnden Wissens ist.

Es wäre freilich eine verkürzte und unhistorische Kritik, wollte man hier einen Prozeß bewußter Verdummung und gezielter Manipulation vor sich sehen. Es ist wohl eher richtig, wenn dieser Vorgang daraus abgeleitet wird, daß es die breiten Schichten, in kantischen Termini, mit nicht-aufgeklärten Vormündern zu tun hatten und vielfach haben. Dies wird dadurch bezeugt, daß wesentliche Bereiche der gelehrten Geschichtsauffassung mit jener mythisierenden Geschichtsbetrachtung durchaus korrespondierten und harmonierten. Dies gilt für die dominierenden Spielarten der *antiquarischen* und der *monumentalen* Geschichtsbetrachtung, um NIETZSCHES Differenzierung zu benützen. Die im wesentlichen als positivistisch zu charakterisierende antiquarische Geschichtsbetrachtung entzieht sich der Frage nach dem eigentlich *Denkwürdigen*, ohne welche Geschichte nicht vernünftig zu schreiben und zu verstehen ist<sup>13</sup>; nur die Grenzen der Aufnahme-

<sup>12</sup> Vgl. MARKUS BRAUN, Die Flurnamen der Gesamtgemeinde Murrhardt. Murrhardt 1956, 12; ders., Der Mensch als Bewohner der Landschaft. Mschr. Tübingen 1960, 180 f., passim.

<sup>13</sup> Zur Kategorie ‚memorability‘ vgl. MORTON WHITE, The Logic of Historical Narration: Philosophy and History. A Symposium. Ed. by SIDNEY HOOK. New York 1963, 3—31, insbesondere 25 ff.

*denkwürdig*

kapazität hindern sie an dem Versuch totaler Duplizierung des Gewesenen. Da es diese Grenzen aber gibt, verschreibt sich antiquarisch-positivistische Historie unreflektiert anderen Konzeptionen, und die mythisierende Geschichtsbetrachtung ist eine der nächstliegenden. Es kann hier nicht mehr dargestellt, muß vielmehr auf eine andere Abhandlung verschoben werden, wie gerade auch in Teilen der historischen Volkskunde scheinbar wahllose, vordergründige Faktenfreudigkeit und selektiv wirkende, hintergründige Geschichtsentwürfe der hier geschilderten Art zusammenwirken.

Noch entschiedenere Affinität zur enthistorisierenden und enthistorisierten Geschichte zeigt aber die monumentale Geschichtsbetrachtung. Sie sucht *nur* das Denkwürdige; aber sie gibt diesem Begriff selbst etwas von mythischer Zeitlosigkeit. Denkwürdigkeiten sind hier Monumente, die eine ähnliche Kette bilden wie jene Namen, von denen hier so viel die Rede war. Nun kann man gewiß einwenden, daß gerade diese monumentale Geschichtsbetrachtung gründlich überwunden ist, daß sie einer kritischen Musterung historischer Prozesse Platz gemacht hat. Aber diese Feststellung gilt in solcher Ausschließlichkeit, wenn überhaupt, wohl nur für die mehr oder weniger akademische Geschichtslehre. Noch immer pilgern die Schulklassen und Vereine zum Hermannsdenkmal bei Detmold und werden dort allein gelassen mit ein paar dürftigen Angaben zur Entstehung des Kunstwerks — und wenn die Schüler interessiert die Zahlenangaben über die erstaunliche Länge des geschmiedeten Germanenschwerts wiederholen, so ist dies ein ganz kleines Beispiel dafür, wie sich antiquarisch-positivistische und monumentale Geschichte in die Hand arbeiten.

Mythisierende Geschichte, welche die Jeweiligkeit der Bedingungen nur erwähnt, um sie konsequent zugunsten des Dauernden abzustreifen — solche Geschichte mag in der Tat konstitutiv sein für das *volkstümliche Geschichtsbild* und *Geschichtsbewußtsein*. Aber dieses Geschichtsbild ist seinerseits nichts Dauerndes oder Unveränderliches, sondern es ist von oben erzeugt und fixiert. Es kann geändert werden, indem man dem Geschehen etwas von seiner unausweichlichen Schicksaligkeit entzieht — anders gesagt: indem man die Dinge bei ihrem wirklichen Namen nennt.

<sup>14</sup> Daß es sich dabei um eine unzulängliche Generalisierung handelt, liegt auf der Hand; vgl. Verf., Kritik der Tradition: ZfVk 65 (1969) 232—250, hier 238 f. An einer differenzierenden empirischen Umfrage zu diesem Problem arbeitet jetzt FRED BINDER, Tübingen.